

UBERBLICK DER GESELLSCHAFTLICHEN LAGE DER NORDLICHEN SUNG-DYNASTIE

VON W. EICHHORN, BONN

Bekanntlich stellt die Sung-Zeit, zumal in ihrem ersten, aufstrebenden Teile, der sogenannten nördlichen Sung-Dynastie (960—1126), einen Abschnitt der chinesischen Geschichte dar, der besonders in kulturhistorischer Hinsicht wichtig ist. Wie diese Epoche einerseits den Abschluß vieler historischer Linien bildet, so stellt sie andererseits den Ausgangspunkt der wichtigsten Formkräfte dar, die dem chinesischen Volkstum der Gegenwart seine Gestalt gegeben und weit darüber hinaus dem ganzen Osten ihren Stempel aufgeprägt haben.

Es ist leicht ersichtlich, daß gerade in einer solchen Epoche die gesellschaftliche Lage und Schichtung des Volkes eine besondere Bedeutung hat. Diese läßt sich natürlich in einem Essay wie dem vorliegenden in keiner Weise erschöpfen. Trotzdem werden wohl die nachfolgenden Streiflichter über einige Gruppen der Sung-Gesellschaft dazu beitragen, einen lebendigeren Eindruck von jener höchst bedeutsamen Epoche zu gewinnen.

Wenn ich die mir zu Gebote stehende Literatur, das Tung-giën-gang-mu¹, das zwar nicht als Quelle angesprochen werden kann, aber doch lebhaftere Eindrücke der damaligen Zeit vermittelt, das Sung-schī², das offizielle Geschichtswerk der Sung-Dynastie, und die Geschichte Chinas von Dschang Kin³ überblicke, so ergibt sich etwa folgendes Bild: Die regierende Machtgruppe, die ihren Sitz in der Hauptstadt hat, muß sich nach drei Richtungen hin betätigen. Einmal hat sie nach außen ihr Augenmerk auf die Abwehr der von Norden und Nordwesten herandrängenden fremden Eroberer zu richten; andererseits muß sie nach innen bemüht sein, die guten Beziehungen zu den anderen kleinen Machtgruppen in den Provinzen und die Anerkennung ihrer Oberhoheit durch diese aufrechtzuerhalten; besonders aber ist sie bestrebt, die weiten Massen des niederen Volkes, der Bauern, Handwerker und Händler, zu beruhigen, um so den Staat vor dem Auseinanderfallen zu bewahren. Diesen Bestrebungen der Regierung dient eine reichgegliederte und mit dem Geiste der Staatserhaltung erfüllte Beamtenschicht, die das Rückgrat der gesellschaftlichen Organisation darstellt und tief in den Volkskörper hinabreicht.

Unter der Bevölkerung des chinesischen Reiches der Sung-Zeit muß man sich ähnlich wie heute noch in dem von der Küste entfernten Hinterland eine im politischen Sinne des Westens ziemlich unbeeindruckte Masse vorstellen, die den geographischen Bedingungen gemäß eigentümliche Lebensformen entwickelt hat, aus denen sich jene Kultur herauskristallisiert, die in den oberen Schichten ihre Blüten entfaltet. Zu Beginn der Dynastie erfüllte sie den damaligen Reichsraum, der dem heutigen bei weitem nicht entspricht,

in einer Anzahl von 9055729 Familien oder 21976965 Steuerzahlern^a. Diese geringe Bevölkerungsstärke mag eine Folge der menschenverzehrenden Kriegszüge der vorhergehenden Wu-dai⁸-Periode sein. Es ist aber ebenso wahrscheinlich, daß eine Reihe von unruhigen und noch nicht gänzlich unterworfenen Gebieten nicht von der Zählung erfaßt wurden. In der Folge nahm übrigens diese Zahl rasch zu.

Die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung war schon im Anfang der Sung-Periode eine außerordentlich schlechte. Durch die Kriegszüge der Fürsten, die um die Macht kämpften, die Einfälle der Barbaren, durch Wasser-, Trockenheit-, Hungerkatastrophen und die häufigen Heuschreckenplagen war das Volk so arm geworden, daß der einzelnen Familie und Sippe vielfach wohl bloß nur noch ein Wille innewohnte, ihre Lage unter allen Umständen mit allen Mitteln erträglicher zu gestalten, eine Tendenz, die im weiteren Verfolg immer zur Auflösung führen muß.

Der allgemeinen Notlage stand der Reichtum Einzelner gegenüber, und diese Spannung in den Besitzverhältnissen bildet immer wieder den Hintergrund von Aufständen und Unruhen, die ständig in dem weiten Lande schwelten. So heißt es zum Beispiel von einer Landvolkerhebung unter dem Kaiser Tai dsung⁹ im Jahre 994: „Zuerst war Hungersnot in dem Bezirke westlich der Hauptstadt und im Bezirke Dsché¹⁰ (Tschekiang). Das Volk erhob sich im gegenseitigen Einverständnis mit seinen Ältesten. Man händigte den reichen Familien Bescheinigungen aus und nahm ihr Korn fort^b.“ Nach dem Bericht des Sung schi wurde vor allem Korn aus den öffentlichen Speichern geplündert^c. Noch deutlicher werden uns diese Zustände bei der Erhebung des Wang Siau-bo¹³ in Setschuan im Jahre 993 vor Augen geführt^d. Dieser Landesteil, das Fürstentum Schu¹⁴, wurde damals gerade in das Reich eingegliedert. Dabei überführte man sämtliche Vorräte der dortigen Speicher in die Hauptstadt Biën liang¹⁵. Die Beamten, die in der darauffolgenden Zeit die Geschäfte jenes Gebietes leiteten, wetteiferten, sich durch neue, dem Privathandel auferlegte Abgaben zu bereichern. Dazu kam, daß das Anbauggebiet von Setschuan beschränkt, aber die Bevölkerung dicht war und somit der Ackerbau zur Ernährung der Bewohner nicht ausreichte^e. Diese Notlage machten sich die Hamsterer und Schieber zunutze, indem sie billig erstandenes Getreide mit großem Gewinn weiter verkauften. Ein Untertan mit Namen Wang Siau-bo sammelte Anhänger und stiftete eine Erhebung an. „Ferner gab er folgende

^a Tung-giën-gang-mu. Sung Dschen dsung⁴. Da dschung⁵. Siang fu⁶ 8tes Jahr (1015 n. Chr.), fol. 16v. Diese Kopffzahl ist auf jeden Fall zu niedrig. Balázs (Beitr. zur Wirtschaftsgesch. der T'ang-Zeit i. M. S. O. S. 34. Jahrg. 1931, S. 14) gibt für eine Familienzahl von 9000000 bereits 63000000 Personen an. Man vergleiche ebda. die Bedenken gegen die Genauigkeit der Angaben über die Bevölkerung, die auch auf die Verhältnisse der Sung-Zeit anzuwenden sind. Unter kou⁷ sind zur Sung-Zeit nur die männlichen Kopfsteuerzahler zu verstehen. Vgl. L. Giles, A Census of Tun-huang. T'oung pao, Ser. II, vol. XVI (1915).

^b Tung-giën-gang-mu. Sung Tai dsung. Schun hua¹¹ 5tes Jahr, fol. 21r.

^c Sung-schi. Ben-gi¹² I, 5. 7v.

^d Tung-giën-gang-mu. Sung Tai dsung. Schun hua 4tes Jahr, fol. 20r.

^e Angesichts der oben genannten Bevölkerungszahlen mag dies sonderbar erscheinen. Es ist aber zu bedenken, daß die chinesische Landwirtschaft auch erst im Laufe einer langen, historischen Entwicklung den heutigen Stand und die heutige Fläche erreicht hat. Rasch zunehmende Bevölkerung und Rückständigkeit in der Bodenausnutzung bedeuten auch Übervölkerung. (Vgl. Balázs, Beitr. z. Wirtschaftsgesch. d. Tang-Zeit M. S. O. S. 1931, S. 32.)

Parole aus: Ich hasse es, daß Arm und Reich nicht gleich sind, aber jetzt werde ich sie für Euch gleich machen^a.“ Daraufhin hatte er von der Schicht der Armen einen gewaltigen Zulauf. Er plünderte Pong schan¹⁶. Der Kreisgouverneur Dsi Yüan-dschen¹⁷ wurde dabei getötet. Man schnitt ihm den Bauch auf und füllte Geld hinein, weil er wegen seiner Unersättlichkeit verhaßt war. Der Aufruhr flammte in der Folge davon noch mächtiger auf und ergriff auch die anliegenden Gebiete. Als Wang Siau-bo an einer im Gefecht erlittenen Verwundung starb, übernahm sein Schwager Li Schun¹⁸ die Führung der Rebellen. Dieser griff Tscheng du¹⁹ an und nahm es ein. Auf Grund dieses Erfolges nannte er sich König von Groß-Schu. Seine Banden plünderten allorts. Erst nach drei Jahren konnte der Aufstand nach langwierigen Kämpfen niedergeschlagen werden^b.

Empörungen waren nicht das einzige Mittel, wodurch das Volk einen Ausweg aus seiner Not suchte. Häufiger noch als diese mögen Massenabwanderungen in andere Gebiete gewesen sein, wo die Lage günstiger angesehen wurde. So war das Land ständig von arbeitslos umherschweifenden Bevölkerungsgruppen, den Liu min^{21c}, durchzogen. In der Ordnung der Abgaben war besonders ein Posten vorgesehen, der den Namen Ying tiën^{24d} trug und dazu dienen sollte, diese Liu min in Lagern zu sammeln und für Arbeit auf den öffentlichen Feldern ihnen freie Unterkunft zu gewähren. Ähnlich wie heute noch befand sich immer ein Teil der Bevölkerung auf der Flucht vor dem Hunger, der am häufigsten die Triebfeder jener Wanderungen bildet, die sich in langen Elendszügen kreuz und quer durch das Land ergossen^e. Man kann sich leicht vorstellen, wie mit der Verschiebung der Bevölkerung, die ja die produktive, wirtschaftliche Kraft des Landes darstellte und durch ihre Abgaben den Beamtenapparat erhalten mußte, eine dauernde Gefährdung des innerpolitischen Gleichgewichtes verbunden war. Dazu kam, daß sich die tatkräftigeren Elemente dieser Liu min in den schwer zugänglichen Gebirgs- und Sumpfgegenden des Landes in Banden sammelten, wie sie in dem Roman Schui hu²⁷ und seinen Fortsetzungen beschrieben werden. Sie bildeten eine ständige Reservearmee für jene, die, durch Intrigen oder wegen ihrer Verfehlungen vom Hofe verbannt, sich in Opposition zur bestehenden Regierung befanden und wieder zu Einfluß und Stellung zu kommen versuchten.

Es ist anzunehmen, daß die Wanderzüge der Liu min sich nicht immer innerhalb des Reichsgebietes hielten, sondern über die Grenze in die Nachbarreiche fluteten. So erfahren wir von einer Hungersnot bei den Kitan im Jahre 1029, während der die Liu min, die auswandernde Bevölkerung, an die Grenze

^a Tung-giën-gang-mu. Sung Tai dsung. Schun hua 4tes Jahr, fol. 20r.

^b Tung-giën-gang-mu. Sung Tai dsung. Dschü dau²⁰ 2tes Jahr, fol. 23v. (Fa ming.)

^c Schweifendes „Volk“. Vgl. ebda. Sung Schen²² dsung. Hi ming²³ 7. Jahr, wo eine eindrucksvolle Schilderung von der Notlage dieser Leute gegeben wird, fol. 6r. Dies Übel bestand auch bereits in großem Umfange in der Tang-Zeit. (Vgl. Balázs 75, Beitr. z. Wirtschaftsgeschichte der T'ang-Zeit. M. S. O. S. 1934, S. 27ff.)

^d S. Dschung-hua-tung-schi²⁵ von Dschang Kin, S. 1084. Zur Erklärung dieses Terminus siehe Balázs M. S. O. S. 34 (1931), S. 74.

^e In dem ersten Kapitel des Romanes Ju-lin-wai-schi²⁶ wird uns ebenfalls ein Zug solcher durch Überschwemmung des Huang ho vertriebener Flüchtlinge geschildert. Weinend, abgemagert und zerlumpt, betteln sich die Scharen weiter, außer Kochkesseln und ihren Kindern führen sie nichts mehr mit sich.

des Sung-Reiches kamen. Der Kaiser erließ einen Befehl, die Auswanderer aufzunehmen und sie in Tang dschou²⁸ und Deng dschou²⁹ anzusiedeln^a. Das an diese Stelle im Tung-giën-gang-mu angeschlossene Fa ming (Ausdeutung) rühmt die Gesinnung des Kaisers, der hohe Menschenliebe bewiesen habe und keinen Unterschied in der Behandlung der fremden und der eigenen Leute mache^b. Dies Lob mag mit Hinsicht auf die dauernden Kriegszüge der Kitan gegen das Reichsgebiet und auf alle die Fälle erteilt worden sein, in denen man die Notleidenden einfach an den Grenzen verhungern ließ. Andererseits ist zu vermuten, daß diese Milde dadurch mitbestimmt wurde, daß es sich bei dem hereinströmenden Volk um Chinesen handelte, um Leute, die in völkischer und kultureller Hinsicht von den Untertanen des Sung-Reiches nicht verschieden waren.

Die damaligen Grenzen des chinesischen Reiches stellten weder völkische noch nationale Scheidelinien dar. Das stets in Bewegung befindliche Meer der Bevölkerung quoll weit über diese Linien hinaus. Die von fremden Eroberern gegründeten feindlichen Randstaaten tragen in ihrem Untertanenbestand bereits den Keim künftiger Sinisierung. Je mehr diese bei den Eroberern fortschritt, um so mehr verwischte sich bei dem einfachen Mann das Bewußtsein, beim Grenzübertritt in den Machtbereich eines Fremdstaates zu kommen, bis es schließlich für ihn nichts anderes mehr bedeutete als einen einfachen Wechsel der Regierung. Die bessere Verwaltung, verminderter Steuerdruck, Ruhe und Ordnung zog die Bevölkerung anderer Regierungen an und vermehrte so auf friedlichem Wege den Bestand an Untertanen, dadurch natürlich auch die militärische und wirtschaftliche Macht des betreffenden Landes. So standen die durch die politische Kraft fremder Eroberer gegründeten Randstaaten des Nordens auf einer vorwiegend chinesischen Untertanenschaft, die das Fremde auf Grund ihrer durch längere Selbsthaftigkeit erworbenen Kulturhöhe und durch ihr stärkeres Volkstum langsam in sich hineinzog. In vielen Hinsichten müssen die Verhältnisse an der Nordgrenze des Sung-Reiches ebenso gewesen sein wie die heutigen in Nordchina und dem angrenzenden neuen Staat Mandschukuo, in den des geringeren Steuerdruckes und der großen offenen Siedlungsflächen wegen ja eine dauernde Zuwanderung chinesischer Kulis einströmt, und welcher unter der zur Reaktion neigenden Bevölkerung des Nordens sich bereits heimlicher Sympathien erfreut. Auch heute sind ja die bestehenden Gegensätze nicht völkischer, sondern lediglich politischer Art.

Wohl nur selten sind die Grenzen des chinesischen Reiches auch die Grenzen des chinesischen Volkstums gewesen. In dem weiten Meer der Millionen bildeten sich bald da, bald dort politische Machtgruppen, die sich erweiterten und ineinander aufgingen. Oft traten fremde Völker in den Streit ein und entschieden ihn zu ihren Gunsten. So war die politische Kraft der Chinesen schon immer eine relativ schwache und in sich zerfallende. Um so gewaltiger war

^a Tung-giën-gang-mu. Sung Jen³⁰-dsung. Tiën scheng³¹ 7tes Jahr, fol. 3 v.

^b Ebda.

und ist auch heute noch die innere Kraft des chinesischen Volkstums, das mit seiner passiven Schmiegsamkeit durch gewaltige Zeitstürme hindurch seine Existenz und seinen Zusammenhalt bewahrt hat. Das mächtigste Band dessen erblickt man wohl mit Recht im Konfuzianismus, der durch seine staatsbürgerliche Gemeinschaftsdisziplin jeden einzelnen in die Gesellschaft einspannt, dadurch, daß jedes Individuum räumlich in der Stufung der Gesellschaftsschichten und zeitlich in der Folge der Generationen einen festen Platz im Ganzen erhält. Und man ist überrascht, wie stark auch noch heute in einer Zeit äußerster politischer Schwäche und mannigfaltiger fremder Beeinflussung bis in die untersten Volksschichten hinein und selbst bei den im Ausland lebenden Volksteilen das Gefühl des „Dazugehörens“ zum Chinesentum ist. Mag vieles davon auch auf Rechnung der Sprache zu schreiben sein, so spielt doch in der Rasse wurzelndes, aus der Familienerziehung und der Schule angeeignetes konfuzianisches Gedankengut dabei eine große Rolle.

Es ist nun das besondere Charakteristikum der Sung-Zeit, daß ein kleiner Kreis des konfuzianischen Beamten- und Gelehrtentums in seiner Mittlerstellung zwischen Herrscherhaus und Volk den konfuzianischen Geist aufs neue in einer gedanklichen Form auszuprägen versuchte, um ihn als die eigentliche chinesische Geisteshaltung der eingedrungenen buddhistischen Welle entgegenzustellen. Da die allgemeine Übereinstimmung in den konfuzianischen Prinzipien eines der wichtigsten inneren Bande des Chinesentums bildete, bedeutete das zersetzende Eindringen fremden Ideengutes eine größere Gefahr als jede militärische Eroberung durch Fremde.

So spielten auch die politischen Grenzen des Reiches nur eine untergeordnete Rolle gegenüber dem Faktum, daß das Chinesentum eben so weit reichte, als der konfuzianische Staats- und Gesellschaftsgedanke Anerkennung fand und der Geist Kung dszi's die Menschheit durchwaltete. Alles, was jenseits dieses Bereiches lag, war für die Chinesen barbarisch. Und nur innerhalb dieses Bereiches werden die Geschehnisse als Geschichte im chinesischen Sinne aufgezeichnet. Die fremden Völker spielen da nur hinein, insofern sie als Eroberer eindringen und sich bekehrten, unterworfen wurden oder sonstwie der Siniisierung anheimfielen. So geht die Geschichte solcher Staaten wie der Kitan, der späteren Liau oder der Hia usw. immer mehr in der allgemeinen Geschichte der konfuzianischen Gesellschaftsordnung auf.

Zu den ewigen Revolten und Abwanderungen trat in der Sung-Zeit noch ein dritter Übelstand hinzu. Handel und Wandel wurden nämlich durch eine mehr und mehr zunehmende Geldentwertung verwirrt. In der vorangehenden Periode der Wu dai⁸ prägte jeder der Einzelstaaten, in die das Reich damals zerfiel, sein eigenes Geld aus Eisen und Kupfer und setzte es in Umlauf^a. Nachdem das Reich unter den Sung wieder vereinigt war, schuf man zunächst eine allgemeingeltende einheitliche Münze, deren Verfälschung oder Gewichtsverringerung strafbar war. Daneben bestand der Gebrauch des von alters überkommenen Eisengeldes. Immer, wenn der Kaiser die Regierungsdevise

^a Dschung-hua-tung-schi von Dschang Kin, S. 1086.

wechselte, wurde Kupfergeld mit dieser neuen Regierungsdevise geprägt^a. Zur Herstellung und Kontrolle des umlaufenden Geldes wurden schon vom Kaiser Tai dsu³² öffentliche Münzstellen begründet, außerdem erließ er eine Verordnung, daß der private Abbau des Kupfers an den Stellen seines Vorkommens verboten sei, und übertrug ihn den öffentlichen Prägungsanstalten^b. Nach dem allgemein geltenden Gesetz wurden aus 88 liang³⁴ Material 1000 Käsč Kupfergeld im Gewichte von 80 liang hergestellt, aus 240 liang Material 1000 Käsč Eisengeld im Gewichte von 192 liang^c. „Weil zur Zeit des Kaisers Jen dsung überall die Geschäfte sich häuften, da reichten die angewandten Maßnahmen und Regulierungen nicht mehr aus, und in Schensi prägte man großes Kupfergeld, das 10 Käsč gelten sollte, und setzte es mit dem kleinen Geld in Umlauf^d.“ Ebenso schuf man in der Provinz Ho dung³⁵ ein eisernes Zehnkäsčstück, um die Unkosten für die Armee aufzubringen. Da auch andere Landesteile, um der Not abzuhelfen, ihr eigenes Geld prägten, so war bald wieder ein allgemeiner Münzwirrwarr. Weil es wahrscheinlich möglich war, aus drei kleinen Kupferkäsč ein großes Zehn-Käsč-Kupferstück zu machen, so schossen die privaten Schwarzmünzstätten nur so aus dem Boden, und „die Warenpreise gingen sprunghaft in die Höhe“^e. Die Kitan wechselten im gemeinsamen Grenzgebiet ihr Eisengeld gegen Kupfergeld und steigerten somit die Knappheit dieses begehrten Zahlungsmittels^f. Bereits um das Jahr 1021 erhielt man für einen Kupferkäsč zehn kleine Eisenkäsč, welcher Umstand von den schlechten Elementen benutzt wurde, um aus eingeschmolzenem Eisengeld Geräte zu machen^g. Man ging daher dazu über, die Münzen aus allerlei Legierungen herzustellen. Um den mit hohem Verdienst arbeitenden Schwarzprägnern das Handwerk zu legen, setzte man auf Anraten des Provinzschatzmeisters Ye Tsing-tschen³⁶ folgende Geldkurse fest: Ein großer Kupferkäsč solle gleich drei kleinen sein und drei kleine Eisenkäsč gleich einem Kupferkäsč. Außerdem legte man vielfach die Schmelzöfen der Beamten still. Von da an wurden die Gewinnmöglichkeiten der Schieber zwar verringert, aber die ständig anschwellende Geldflut ließ sich nicht eindämmen. Erst als man den Wert der kupfernen und eisernen Zehnkäsčstücke auf die Hälfte festgesetzt hatte, hörte das private Schwarzprägen auf^h. Zur Zeit des Kaisers Schen dsung³⁷ war das Geld ganz allgemein schon um die Hälfte entwertet. Die jedes Jahr neu geprägte und ausgegebene Menge an Eisengeld soll nahezu sechs Milliarden betragen haben, die des Kupfergeldes fünf und eine halbe Milliardeⁱ. Aber der Geldbedarf im Lande stieg täglich, und allenthalben wurde über Geldknappheit geklagt. Wir finden alle jene Zustände

a Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1086.

b Sung schī. Schī huo dschī³², 133. 1 v.

c Dschung-hua-tung-schī, S. 1087. Ein liang entspricht etwa einer Unze.

d Ebda.

e Sung schī. Schī huo dschī, 133. 3 v.

f Ebda.

g Ebda, 133. 2 v.

h Ebda, 133. 3 v.

i Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1087.



wieder, wie sie auch bei uns in der Inflationszeit aufgetreten sind. Bereits um 988 bestanden Verbote betreffs der Geldausfuhr. Nichtsdestoweniger wurde an den Grenzen geschoben. Münzfälschung stand zeitweilig unter Todesstrafe^a. Zum Teil wurden die Zustände durch die gegeneinander schwankenden Kurse des Eisen- und Kupfergeldes verursacht. Letzteres war als Zahlungsmittel weit mehr beliebt als das unhandliche Eisengeld und hatte den Vorzug, leichter transportierbar zu sein^b. Es kommt zu Beschlagnahmen der wertvolleren Geldsorte^c. Man liest mehrfach von Klagen über die ständig anschwellende Geldflut^d. Unter Wang An-schī gab es eine zeitweilige Aufhebung des Kupferausfuhrverbotes. Dies bewirkte eine Abwanderung der besseren Zahlungsmittel ins Ausland und förderte die zunehmende Geldverschlechterung im Inland^e. So wurde bereits unter Kaiser Dschê dsung³⁸ das Kupferausfuhrverbot wieder eingeführt. Auch dann reichte die jedes Jahr geprägte Geldmenge noch lange nicht aus, um den Bedarf zu decken. Unter der Regierung des Kaisers Hui dsung³⁹ stieg die Inflationswelle nochmals mächtig an, und es gab im Volke mehr schwarze Münzprägestellen als je zuvor. Man wußte sich schließlich nicht mehr anders zu helfen, als daß man die Schwarzmünzer mit ihren Familien in Lagern sammelte und in den Dienst der Regierung stellte. Solche Lager nannte man Dschu tsiën yüan⁴⁰ (Geldprägehöfe^f). Unterdessen kauften die Liau (Kitan⁴¹) und Hia⁴² auf allen Märkten, die an ihr Gebiet angrenzten, das chinesische Eisengeld auf und schmiedeten Waffen daraus. Um dem zu steuern, verfiel man auf den Ausweg, das Eisen mit Blei und Zinn zu vermischen. Dadurch wurde es leicht brüchig und hatte für die Feinde keinen Nutzen mehr^g. Leider erfreute sich aber dieses legierte Geld^h im Handel keiner Beliebtheit und konnte nur unter Strafandrohung in Umlauf gesetzt werden. Zu dieser Verschlechterung der gemünzten Zahlungsmittel trat noch eine ausgedehnte Papiergeldwirtschaft hinzu. Das Papiergeld in China geht auf eine Einrichtung des Tang⁴⁵-Kaisers Hiën dsung⁴⁶ zurück, der zur Erleichterung des Zahlungsverkehrs das sogenannte fe tsiën⁴⁷ (fliegendes Geld) einführte. In der Sung-Zeit wurde dieser Brauch übernommen. Man erlaubte den Sparern, ihr Geld in den Reichsschatzkammern (Dso tsang⁴⁸. Vgl. Balázs: Beitr. z. Wirtschaftsgesch. d. T'ang. M. S. O. S. 36, 1933, S. 60) zu deponieren, und gab darauf zur Erleichterung des Geldverkehrs Assignaten heraus. Auch in Schu, wo sich die reichen Leute über das schwere Eisengeld ärgerten, wurden von privater Hand Scheine ausgegeben, die man giau dsī⁴⁹ (etwa Wechsel) nannte. Als später viele von den Reichen ihr Vermögen verloren, waren diese giau dsī plötzlich ohne Deckung, und es gab eine Unmenge von Streitereien und

a Sung schī. Schī huo dschī, 133. 2r u. 3r.

b Ebda., 133. 5v.

c Ebda., 133. 5r.

d Ebda., 133. 5v.

e Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 992 u. 1087.

f Sung schī. Schī huo dschī, 133. 6r.

g Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1087; s. auch Tung-giën-gang-mu. Sung Hui dsung. Tschung ning⁴³ 4. Jahr, fol. 10v.

h Gia si tsiën⁴⁴ = mit Zinn legiertes Geld.

Prozessen. Auf Veranlassung des Provinzgouverneurs Sië tiën⁵⁰ wurde die Geldscheinwirtschaft den privaten Kreisen entzogen und verstaatlicht. In I dschou⁵¹ (Setschuan) wurde die erste öffentliche Stelle für den giau dsī-Handel eingerichtet. Zu Beginn der Sung-Zeit sollen bereits für mehr als ein und eine Viertelmilliarde Käsč giau dsī im Umlauf gewesen sein^a. Bald überstieg das zirkulierende Papiergeld seine Kapitalsgrundlage, da es schrankenlos vermehrt wurde. Zum Teil mögen die Schuld daran auch die zahlreich in den Verkehr gebrachten falschen giau dsī gehabt haben. Bereits im Jahre 1068 mußte gegen die Banknotenfälschung eingeschritten werden, und im Jahre 1104 wurde das diesbezügliche Gesetz noch insofern verschärft, als sich auch die Mitwisser der Notenfälscher, wenn sie den Fall nicht sofort zur Anzeige brachten, ebenfalls strafbar machten^b. Schon damals griff man zu dem Mittel, den Druck der Noten zu komplizieren und besonderes Papier zu benutzen, dessen private Herstellung mit Ausweisung bestraft wurde^c. Trotzdem war das Papiergeld zur Zeit des Hui dsung bereits so entwertet, daß tausend Käsč desselben bloß noch den Geldwert von zehn Käsč hatten^d. Obgleich seine Umlaufzeit eine beschränkte sein sollte, wurde es doch niemals eingelöst, sondern auf die alten Noten gleich wieder neue verausgabt.

Die Unruhen, Katastrophen, Wanderungen und Inflationswellen erzeugten nun infolge der allgemeinen Unsicherheit des Lebens in den niederen Schichten des Volkes ein eigentümliches Lebensgefühl, das den Geistesströmungen, die den erhaltenden und aufbauenden Kräften des Konfuzianismus entgegenwirkten, Eintritt und Einfluß gestattete. Man möchte beinahe annehmen, daß es gerade die Sung-Zeit gewesen ist, in der jener eigentümliche Volksglaube und jenes uns so fremd anmutende Daseinsgefühl die Form erhalten hat, unter der es mit romantisch-dichterischen Elementen vermischt in der Romanliteratur späterer Zeiten und vor allem auch im Liau-dschai-dschī⁵² und im Gin-gu-ki-guan⁵³ seinen Niederschlag gefunden hat, und das erst seit der ausgehenden Mandschu-Zeit in eine allmähliche Umbildung einzutreten scheint. In seiner Not klammerte sich das Volk an das Unerwartete, Wunderbare, von dem es eine plötzliche Änderung seines harten Geschickes erwartete. Der strenge Tugendpfad des Konfuzianismus, der zu den Staatsämtern hinauf führte, war den Millionen, die die Studien nicht ermöglichen konnten oder die Examina nicht bestanden hatten, verschlossen. So hatten sie in der Mühsal ihres Daseins nur eine Hoffnung, nämlich die auf eine plötzliche, unerwartete Wendung ihres Lebens. Auf diese große Chance warteten sie, während sie in bitterer Arbeit und Mühsal ihr Leben fristeten.

Wenn auch in der Sung-Zeit der konfuzianische Geist von der Regierung besonders gepflegt und durch Schulen und Bibliotheken tief ins Volk hinabgesenkt wurde, so waren es doch nicht die Ideale der Klassiker, mit denen sich das Volk beschäftigte, wenn es von hoffnungsloser, mühseliger Arbeit ermüdet

^a Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1088.

^b Sung schī. Schī huo dschī, 134, 1 r u. v.

^c Ebda., 134, 1 v.

^d Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1088.

in den Garküchen und Teestuben an den Straßen beisammensaß. Zum Glauben an diese Ideale fehlte ihm einfach die innere Kraft und allmählich wohl auch der Wille. Es fehlte der Auftrieb, sich durch geistige Arbeit innere Werte zu erschließen. Die ermattete, dumpfe Seele verlangte nach künstlichen Erregungsmitteln und griff, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nach dem Grob-Sensationellen. Sie flüchtete sich in eine erträumte Welt, in der die Phantasie die Erfüllung der heimlichen Wünsche vorgaukelte.

So ergab sich zwischen den Kreisen jener Gesellschaft, die kraft ihrer Bildungshöhe Träger und Förderer der staatlichen Gemeinschaft war, und den Massen des Volkes nicht nur ein Unterschied in der Lebenshaltung, sondern auch eine weite geistige Lücke, die auflösenden Kräften jeder Art Vorschub leisten mußte. Das verschiedene Lebensgefühl dieser Kreise kommt in der von ihnen bevorzugten Literatur zum Ausdruck. Während die Gebildeten eine bestimmte Art der literarischen Komposition, die Tsi⁵⁴ genannt wird, zur höchsten Blüte entfalten, herrscht im Volke das Bänkellied^a, die Wunder- und Sensationsgeschichte, die, in der buddhistischen Atmosphäre der Tang-Zeit aufgekommen, in der Sung-Zeit eine gewaltige Ausbreitung erlangte^b. „Wenn man in der Sung-Periode angeblich auch dem Konfuzianismus huldigte“, heißt es bei Lu Sin, „so war man zugleich erfüllt von Fo und Dau, aber in seinem Ursprung reicht der (Volks)glaube hinab zu Zauberern und Geistern“. Daher gab es eine Menge Erzählungen von wunderbaren Wendungen und erfüllten Vorhersagen^c, die dem Menschen jener Zeit die Flucht aus der Wirklichkeit ermöglichte, wie sie ihm heutzutage durch das Kino verschafft wird.

Der heimliche Wunsch der von der Härte und Unsicherheit des Daseins Gequälten nach einer plötzlichen Änderung ihres Schicksals kommt in den merkwürdigen Begebenheiten zum Ausdruck, deren Erinnerung in volkstümlichen Sammlungen aufbewahrt wurde. Lu Sin teilt als Beispiel aus einem solchen Werke die Geschichte einer Fischersfrau mit, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet die Gegend verseuchte. Auf irgend jemandes Anraten hin wurde sie schließlich in einen Sarg verschlossen auf dem Flusse ausgesetzt. Viele Meilen stromabwärts fiel aber einem anderen Fischer der treibende Sarg auf. Er öffnete ihn, fand die Frau noch lebend und nahm sie zu sich. Durch die Ernährung mit bestimmten Fischen wurde die Frau von ihrer Krankheit geheilt und blieb bei dem Fischer^d.

Daneben war aus der Atmosphäre des Dau, der in ewiger Wandlung begriffenen großen Bahn des Seins, und der buddhistischen Karmanlehre im Volke ein allgemeiner Glaube an Wiedergeburt und Seelenwanderung entstanden, der in den Erzählungen einen häufigen Niederschlag fand. Ein ebenfalls von Lu Sin mitgeteiltes, markantes Beispiel möge hier Erwähnung finden. Ein alter Bauer mit Namen Wang⁵⁹ teilte auf seinem Sterbebett seinem Sohne mit, daß er in einem bestimmten Orte in einer bestimmten Familie als Rind wiedergeboren

^a Dschung-guo-wen hūo schi⁵⁵ von Dscheng Dschen-do⁵⁶, S. 619.

^b Dschung-guo-siau-schuo-schi-lüē⁵⁷ von Lu Sin⁵⁸, S. 121 ff.

^c Ebda., S. 125.

^d Dschung-guo-siau-schuo-schi-lüē von Lu Sin, S. 123.

werde. Als Kennzeichen werde er in seinem Rinderdasein am Bauche das Zeichen Wang⁵⁹ tragen. Kurz nach dem Tode des Vaters forschte der Sohn in dem betreffenden Ort nach, und es ergab sich alles so, wie ihm gesagt worden war. Er nahm also das Rind zu sich und pflegte es^a.

Mag der Seelenwanderungsglaube einmal im Volke das Gefühl einer allgemeinen Gemeinschaft alles Lebendigen jenseits der Grenze des Sichtbaren erzeugt haben, so fand sich in ihm auch die Möglichkeit, dem Vergeltungs- und Ausgleichsbedürfnis der bedrückten Untertanen insofern einen Ausweg zu verschaffen, als die Wiedergeburt durch den jeweiligen Lebenswandel bestimmt wurde. Demselben Bedürfnis entsprang das Bild eines furchtbaren Höllengerichtes^b sowie eines jenseitigen Beamtenstaates, der dem diesseitigen in seiner Struktur genau entsprach und in dem nach den Leistungen im Diesseits die Ämter verteilt wurden, womit in diese Vorstellungswelt der Massen eine konfuzianische Note kam. Überhaupt empfing jede der drei Geistesströmungen des damaligen chinesischen Reiches, Konfuzianismus, Daoismus und Buddhismus, in der Phantasie des Volkes eine Umprägung. Alle drei wurden schließlich zu einer grandiosen Einheit von Diesseits und Jenseits verschmolzen, von Menschen, Geistern, Dämonen und allen lebendigen Geschöpfen, eine uns fremde Welt, mit bunten Lichtern und gewaltigen Visionen erfüllt, die als der vorstellungsmäßige Ausdruck des eigentümlichen Daseinsgefühls einer anderen Rasse, eines anderen Volkstums vor uns steht.

Dies Weltgefühl einer allgemeinen metaphysischen Verbundenheit mußte naturgemäß in seiner Konsequenz allerlei Folgerungen mit sich führen. So war mit ihm eng die Auffassung von der Vertauschbarkeit der Positionen verbunden, einer allgemeinen Relativität, die alle gesellschaftlichen Stufen und Grade verwischte und schließlich zu einer Gleichwertigkeit alles Seienden überleiten mußte. Solche Gedankengänge waren den Vertretern der Konfuzianischen Staatsordnung bei ihrem Glauben an eine festgefügte, stufige Gliederung und Ordnung der menschlichen Gesellschaft selbstverständlich ein Greuel und wurden von ihnen als beginnende Auflösung empfunden.

Außer an solchen Wunder- und Sensationsgeschichten vergnügte sich das Volk im Sung-Staate an den vielen umherziehenden Artisten, welche die Bevölkerung in den Haupt- und Provinzstädten durch ihre Darbietungen belustigten und unterhielten^c. Neben den tänzerischen, akrobatischen und mimischen Vorführungen gab es da Couplets, Singspiele, Dialogstücke und Schwänke. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich satirische Komödien, in denen vor allem die Zustände der Zeit einer Kritik unterzogen wurden. Bei festlichen Anlässen fanden sogar vor dem kaiserlichen Hofe Aufführungen dieser Art statt. Sie bildeten den Auftakt zu jener glänzenden Entwicklung des chinesischen Theaters, die das kulturelle Charakteristikum der auf die Sung-Zeit folgenden Epoche ausmacht. In ihnen machte sich der Kummer

^a Ebda., S. 123.

^b Strange Stories from a Chinese Studio v. A. Giles, App. I, S. 467.

^c Dschung-guo-siau-schuo-schü-lüé von Lu Sin, S. 135/6.

未白醉酒
常見唐人作此
[考] 提燈作



und die Not des Volkes, die Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung und mit der Politik in beißenden Bemerkungen von bitterem Hohne Luft. So wird von einem Schauspieler die kraftlose Außenpolitik gegen die Gin⁶⁰, die bei ihren Einfällen die Chinesen mit Knütteln totschiessen, etwa folgendermaßen gegeißelt. Wenn man die Gin besiegen wolle, müsse man ihnen in allen Stücken Widerpart halten. Übrigens wenn die Gin den Niën Han⁶¹ hätten, dann hätten sie (die Chinesen) doch den Han Schau-bau⁶² (jedenfalls Generäle der damaligen Zeit), wenn die Gin Lanzen hätten, dann hätten sie Armbrüste, wenn die Gin männerdurchbohrende Pfeile hätten, so hätten sie eben Panzerhemden, und wenn die Gin Knüttel hätten, so hätten sie doch wenigstens ihre Schädeldecken^a. Besonders ergießt sich der Spott des Volkes auch gegen die Geldentwertung. Als im Jahre 1103 der Vorschlag auftauchte, den Wert des Kleingeldes auf das Zehnfache festzusetzen, trat bei einem Gastmahl ein Schauspieler als Likörverkäufer auf. Ein anderer kam, trank ein Gläschen, zahlte mit einem Geldstück und verlangte den Rest des Geldes heraus. Der Händler kann aber nicht herausgeben, und so einigen sie sich, daß der Kunde auch noch für den Rest des Geldes trinkt. Nachdem er so fünf bis sechs Glas getrunken hat, klopft er sich den Bauch und meint, wie es nun wäre, wenn der Minister den Geldkurs auf das Hundertfache festsetzen würde. Tatsächlich soll im Zusammenhang damit, daß dieser Witz an höheren Stellen bekannt wurde, das Münzgesetz geändert worden sein^b. Ein anderer Schauspieler karikiert einen fünfzigprozentigen Abbau der Unterstützungen für die notleidende Landbevölkerung dadurch, daß er in Kleidungsstücken auftritt, von denen immer die Hälfte abgeschnitten ist^c. Die überhandnehmende Schwarzmünzerei in manchen Landesteilen wird von einem gegeißelt, der als Geist eines vom Kaiser nach Su dschou⁶⁵ gestifteten Dreifußes auftritt und sagt, daß er nicht dorthin gehen möchte, weil er Angst habe, zu Geld umgeschmolzen zu werden^d.

Tendenzen dieser Art mögen auch in den Puppenspielen der Sung-Zeit sowie in den damals gerade aufkommenden Schattenspielen geherrscht haben. Wenn diese sich auch häufig mit der Darstellung von früheren Begebenheiten befaßt haben, so kam es doch keinesfalls auf die historische Realistik der Stücke an. Der Hauptwert wurde auf die Wendung ins Zeitgemäße, die Kritik und Verspottung der Gegenwart gelegt^e.

Andererseits führte die wirtschaftliche und politische Verwirrung der Zeit eine neue Welle von Weltabkehr und Religiosität herauf. Man fühlte sich den Ansprüchen des realen Lebens nicht mehr gewachsen und steckte den Kopf in den Sand. Auch dies bedeutete natürlich eine Abkehr von der konfuzianischen Lebenshaltung, die vollkommen diesseitsgerichtet den Einzelnen zur Einordnung in die Gesellschaft und zur Stellungnahme gegenüber den Zeitereignissen zwang. In den Schichten des Volkes jedoch war die dauistische,

^a Sung-yüan-hi-kü-schi⁶³ von Wang Guo-we⁶⁴, S. 23.

^b Sung-yüan-hi-kü-schi von Wang Guo-we, S. 23.

^c Ebda., S. 20.

^d Ebda., S. 20.

^e Sung-yüan-hi-kü-schi von Wang Guo-we, S. 34 ff.

passive Grundhaltung des chinesischen Weltgeföhl, die Hingabe und Einordnung in die große Bahn des Seins, deren Richtung nicht durch die Haltung des Menschen beeinflußt in Freiheit verlief, ebenso lebendig wie die durch die Schulen verbreiteten Lebensideale von Kung-dsi und Mong-dsi. Während das gesellschaftsaufbauende Rechtsgeföhl des chinesischen Volkstums im Konfuzianismus wirksam war, fanden im Dauismus sein Daseinsgeföhl, seine Eingliederung in die großen Zusammenhänge des Seins ihren Ausdruck. In Zeiten des politischen Versagens des ersteren wallte letzterer immer mächtig empor. Er gab häufig die geistige Grundlage zu kommunistisch-anarchistischen Aufständen des Landvolkes ab, das aus mystischen und magischen Vorstellungen heraus den historischen Fortgang der Entwicklung abzuschneiden und zu einfachen Urzuständen zurückzubringen suchte. Einflüsse dieser Art lassen sich im Aufstand der gelben Turbane zur Zeit der drei Reiche ebenso feststellen wie im Boxeraufstand von 1900, und vieles davon lebt meiner Ansicht nach heute noch in den zahlreichen Geheimgesellschaften und Geheimbünden, mit denen man als Fremder allerdings kaum Föhlung bekommen kann. Andererseits bildete der Dauismus zweifellos eine Brücke für das Eindringen des Buddhismus, seiner Ideen- und Vorstellungswelt in das Chinesentum, wenn es auch im Verlauf der Geschichte zu Zusammenstößen zwischen beiden gekommen ist^a.

Die dauistische Lehre von der weitmöglichsten Auflösung der individuellen Persönlichkeit und der Hineingabe, dem Untertauchens in die große Bahn (Dau), kam der Grundhaltung des Buddhismus weitgehend entgegen. So verlor das von Indien hereinkommende Gedankengut auch bald seinen fremdartigen Charakter. Es wurde der chinesischen Ideen- und Vorstellungswelt angeglichen und eingegliedert. Bereits in der Sui- und Tang-Zeit erhielt der Buddhismus in China eine eigenartige Umprägung in eine dem chinesischen Volkstum entsprechende Religionsform^b. Dazu kommt, daß bereits seit der Tang-Zeit der Buddhismus in seinem Mutterlande stark im Rückgange war^b.

In den unruhigen, kampferfüllten Zeiten der Wu-dai-Perioden traten religiöse Interessen wieder stark in den Hintergrund, aber nach der in der Sung-Zeit eingetretenen Beruhigung und Erschöpfung brach der Buddhismus „wie eine Blume im Frühling“ auf^c. Er erfreute sich sogar einer Förderung und Begünstigung durch den Hof^d, wo man zeitweise von der Zweckmäßigkeit, das Volk in einer einheitlichen, nicht allzu stark auf die politischen Ereignisse gerichteten religiösen Stimmung zusammenzufassen, überzeugt sein mochte, weil man es jedenfalls dann den notwendigen, innerpolitischen Maßnahmen gegenüber gefügiger glaubte. Immerhin mußte durch die Abkehr von den Dingen und Ereignissen dieser Welt den überall lauernden, aufrührerischen Elementen viel geistiger Boden entzogen werden. Bereits Kaiser Tai dsu³² soll eine Verordnung erlassen haben, daß dem Abbruch der verlassenen buddhistischen Klöster Einhalt zu tun und die übriggebliebenen Buddhbilder

^a Dschung-guo-Fo-giau-schi⁶⁶ von Dsiang We-kiau⁶⁷, Bd. I, S. 35.

^b Vgl. dazu die Aufsätze von Liang Ki-tschau⁶⁸ in der Sammlung Yin-bing-schi⁶⁹, Bd. 20, S. 14 ff.

^c Dschung-guo-Fo-giau-schi von Dsiang We-kiau, Bd. III, S. 13.

^d Ebda.

aufzubewahren seien. In der Folge fand bald wieder ein lebhafter Verkehr mit den buddhistischen Lehrern des Auslandes statt, und eine neue Welle von Übersetzungs- und Erklärungsliteratur ergoß sich über das Reich. Bereits gegen Ende der Regierungszeit des Kaisers Tai dsu soll es mehr als 460000 buddhistische Mönche und Nonnen gegeben haben^a.

Späterhin, besonders unter dem als Maler gut bekannten Kaiser Hui dsung⁷⁰, trat der Dauismus in den Vordergrund, der neben der Abkehr von der Welt eine Menge von Heils- und Wunderlehren sowie das Gefühl einer romantischen Einheit zwischen Menschenseele und Natur mit sich führte, das, besonders unter den Kreisen der Gebildeten verbreitet, einesteils den fruchtbaren Boden für die besten Erzeugnisse der chinesischen Kunst und Philosophie abgeben, andererseits aber auch stets die Epochen kultureller Verfeinerung und politischen Niederganges begleitet hat. Es bildete die Atmosphäre des ästhetisch schauenden und hingeebenen Menschen, wogegen der Konfuzianismus den tatkräftigen, politischen Typ des chinesischen Volkes an sich zog.

Hui dsung scheint die Absicht gehabt zu haben, den bereits stark sinisierten Buddhismus in ein rein chinesisches Gewand zu kleiden und mit dem Dauismus zu einer einheitlichen Religion zu verschmelzen^b. Deswegen schränkte er ersteren, der weit verbreitet war, ein und förderte den letzteren. Seine diesbezüglichen Bestrebungen ließ er sich viel Geld kosten. Die dauistischen Gelehrten bezogen alle hohe Gehälter. Die Klöster erhielten zu ihrem Unterhalt große Areale. Er richtete Fasten ein und zog Abgaben aus der Bevölkerung. Es ist anzunehmen, daß ein großer Teil der Erwerbslosen diese Konjunktur weidlich ausnutzte und das Volk durch allerlei Praktiken zu beschwindeln bemüht war. Aber die Beamten und Gelehrten alten Schlages brachen über die Disputationen der neu emporkommenden dauistischen Weisen in Gelächter aus, und die Disziplin und die Staatsordnung kamen bedenklich in Auflösung^c.

Aus dem weiten, auf und ab wogenden Meere der Bevölkerung hob sich, durch Lebenshaltung, Bildung und Herkommen abgesondert, eine Gesellschaftsgruppe heraus, die zugleich Trägerin des politischen Schicksals wie auch der kulturellen Verfeinerung des Sung-Reiches war. Das Kaiserhaus und die hohe Beamtschaft gaben darin den Zusammenhalt, gefeierte Dichter und Gelehrte den Ton der Lebenshaltung.

Ausdrucksform dieser Gesellschaft war das bereits oben erwähnte Tsï, eine spezielle Kunstform der Sung-Zeit, die damals ihre höchste Blüte und Ausbildung erlebte. Diese Art der Poesie, die man vielleicht am besten mit unserer Gesangslirik vergleichen kann, begleitete den höher Gebildeten in allen Lagen seines Lebens, sie war das Gefäß, in das er alle seine Stimmungen und Gedanken hineingoß. In seinen amtsfreien Mußestunden, wenn er an den Wassern der Berge sich erging, in den Augenblicken der Weihe und der Selbstbesinnung, besonders aber beim frohen Beisammensein mit den Freunden und beim

^a Dschung-hua-tung-schï von Dschang kin, S. 1110.

^b Dschung-guo-Fo-giau-schï von Dsiang We-kiau, Bd. III, S. 15.

^c Tung-giën-gang-mu. Sung Hui dsung. Dscheng ho⁷¹ 7. Jahr, fol. 5v.

Abschied, immer war er bereit, den flüchtigen Schimmer der schwindenden Stunde, die leisen und feinen Schwingungen, die sie in der Seele hinterließ, in einem Tsï festzuhalten. Die gebildete, feine Gesellschaft jener Zeit fand das Ideal des Lebensgenusses erfüllt, wenn bei festlichen Gelagen einige junge, fast noch kindhafte Mädchen zur Begleitung der Instrumente und Kastagnetten ein Lied vortrugen, von „Weiden am Ufer, klarem Wind und verdämmerndem Mond“^a.

Schon aus diesem kurzen Hinweis läßt sich erkennen, wie das Daseinsgefühl jener Gesellschaft beschaffen war, das sich in der Form der Tsï den adäquaten Ausdruck geschaffen hatte. Es war der empfindsamen, dauistischen Grundstimmung der chinesischen Seele viel näher verwandt als dem aus Willensenergien stammenden Konfuzianismus. Der innere Rhythmus des Menschen und das leise Weben der umgebenden Natur wurden als tiefinnere, harmonische Einheit empfunden. Die Gegenstände und Kräfte der umgebenden Außenwelt, die Wasser, Berge, Bäume und Blumen, die Winde und Wolken wurden zu Trägern einer feinen Symbolik, durch die die innerste und leiseste Bewegung der menschlichen Seele sowie ihr ewiges Schicksal sich in Bildern von geradezu unerhörter Feinheit mitteilte.

In den Tsï verbindet sich die Bildhaftigkeit der chinesischen Schrift mit dem Stimmungsgehalt der Sprache zu Kunstwerken, deren ganze Schönheit in keiner Übersetzung erschöpfend wiedergegeben werden kann.

„Am Himmel ein azurner Wolkenflor,
Die Erde aber deckt nun gelbes Laub.
In Herbstes Farben strömt der Fluß dahin,
Und auf den Wogen webt ein kalter, grüner Dunst.
Ein letzter Sonnenstrahl schräg übern Berg
Taucht in die Flut. Die Blumen fühlen
Das Licht nicht mehr, da sie bereits
Der Schatten deckt.
Um meine Seel' verdüsternd schweift
Ruhlos erinnerndes Gedenken nun.
Kein guter Traum erlöst mich nachts im Schlaf.
Am Pavillon im klaren Mond allein
Steigt mir der Wein in das betrübte Herz
Und wandelt sich in Sehnsuchtstränen um.“

(Fan Dschung-yen^{72b}.)

Anfangs mochte es vielleicht so gewesen sein, daß der in die Formen eines strengen Zeremoniells und konfuzianischer Morallehren eingespannte Beamte am Hofe in seiner freien Zeit einen entspannenden Ausgleich darin fand, sein eingezwängtes Empfindungsleben über die Grenzen des Persönlichen hinaus ins All zu erweitern und zu vertiefen. Als sich das Prosagedicht allmählich zur Modekunst der oberen Gesellschaftsschichten entwickelte, wurde diese

^a Dschung-guo-wen-hüo-schï von Dscheng Dschen-do, S. 620.

^b Dschung-guo-wen-hüo-schï von Dscheng Dschen-do, S. 629.



Stimmung von den Künstlernaturen gewissermaßen gewerbsmäßig gepflegt und führte so zur Bildung einer Bohème, in der sich die kulturellen Formen der Epoche auflösten. Die Verachtung der gesellschaftlichen Zucht und der guten Sitte gehörte schließlich mit zum Bilde der genialen, außergewöhnlichen Künstler- und Gelehrtennatur, die sich innerlich als einzig ihrer ästhetischen Ausdrucksform unterworfen empfand.

Es ist darum ganz charakteristisch, wenn man von einem der ersten Hauptvertreter dieser Kunstgattung, Liu San-biën⁷³ (Liu Yung⁷⁴), erfährt, daß es zu seinen Lebensgewohnheiten gehörte, in den zweifelhaften Häusern der Stadt umherzuschwärmen und sich seine in tiefer Trunkenheit verfertigten Prosagedichte von den Singe- und Tanzmädchen vortragen zu lassen^a. Frauen und Wein bilden die Anregung und den Hintergrund der Lebensmelancholie dieses klassischen Poeten der Tsi.

Aber auch die Erotik, die uns hier entgegentritt, ist nicht die stürmische Leidenschaft einer jungen Menschheit, es ist die blasse, müde Erotik der Dekadenz. Sie packt ihren Gegenstand nicht frisch und fröhlich an, sondern gefällt sich meist in den Gefühlen der Sehnsucht nach dem Fernen, in den Stimmungen des Abschiedes oder der Erinnerung.

„Im Froste leidet der Zikaden leichtes Heer
Am Abend in der Flucht der Pavillone.
Die Regenschauer reißen plötzlich ab.
Die Gäste^b stell'n enttäuscht das Trinken ein.
Am Ufer schwankt zum Aufbruch mahnend
Das Orchideenboot, das ungeru scheidende.
Man preßt die Hände, schaut in feuchte Augen, und
Zuletzt friert lauter Freude Schall in Stille ein.
Nur das Gedenken reist wie Rauch und Wellen tausend Meilen weit,
Wie Abendwolken auf der Himmelstiefe scharf und klar.
Viel Schmerzen schuf ja stets das Scheiden schon,
Doch wie ertrag' ich einsam dieses klare Mittherbstfest?
Wo werd' ich sein, wenn in der Nacht
Des Weines Trunkenheit von meinen Sinnen weicht?
Die Uferweiden rührt ein klarer Wind,
Im Dämmer welkt der Mond dahin.
Oh dieses ganze hingegangne Jahr
Ist nun wie leerer Schimmer eines Tag's des Glücks.
Und nach der tausend Feste bunter Fröhlichkeit,
Wem sag' ich nun davon?

(Liu San-biën^c.)

^a Dschung-guo-wen-hüo-schī von Dscheng Dschen-do, SS. 621 und 636.

^b Du-mon⁷⁵, das ja eigentlich „Hauptstadt“ bedeutet, kann ich in diesem Zusammenhang nur so auffassen, obgleich mir eine ähnliche Stelle noch nicht vorgekommen ist.

^c Dschung-guo-wen-hüo-schī von Dscheng Dschen-do, S. 638.

Das Bild der „Weiden am Ufer, klarer Wind und verdämmernder Mond“ sind bis heute das Symbol einer bestimmten Teehausdekadenz und Bohème, deren Leben zwischen der feingeistigen Unterhaltung mit gefälligen Mädchen und romantischer Schwärmerei in einsamen Gärten verfließt.

Das zum Dauismus neigende Grundgefühl dieser ganzen Richtung tritt in manchen ihrer Werke spürbar hervor. So in einem bekannten Tsī des Su Dung-bo, das etwa folgendermaßen beginnt: „Nach Osten geht der große Strom, seit Ewigkeiten zieht der Wellen Trift und treibt im Wind den Mensch und sein Gebild.“ Dasselbe Tsī endet mit dem ganz bezeichnenden Bilde, daß der Mensch, schattenhaft wie ein Traum, wie Trankopfer nach einmaliger Verehrung wieder in die mondbeglänzte Flut ausgegossen wird^a. Wie könnte die große Bahn des Seins, in die sich der Dauist mit Geburt, Leben und Tod eingespannt denkt, besser und feiner in poetischen Bildern gefaßt werden?

So ist also das Lebensgefühl, das uns aus einem großen Teil dieser in der Sung-Zeit besonders ausgebildeten Poesie der Tsī anweht, eine Art Müdigkeit. Es liegen keine aufbauenden Kräfte in ihm, es ist Niedergangsmelancholie und Weltflucht^b. Eine überfeinerte und übersättigte Gesellschaft schuf diese Kunst, die sich mit ablehnender Gebärde aus den strengen Formeln und den Anforderungen des Alltags heraus in eine Natur verlor, die, aus den Requisiten einer genialen Poesie errichtet, den Anforderungen der ruhebedürftigen Seele, deren Kräfte im alltäglichen, hoffnungslosen Kampf gegen die Mächte der Auflösung erschöpft und verzehrt waren, sowie ihren ästhetischen Anforderungen in geradezu idealer Weise entgegenkam.

Zwar mochte es im Anfang noch so sein, daß der hohe Beamte am Hofe sich des Gegensatzes der Stimmung, der er sich in seinen Mußestunden hinzugeben pflegte, und der, die seine Stellung im Staatsdienst von ihm verlangte, wohl bewußt war. Während er in den für die Öffentlichkeit bestimmten Aufsätzen die Ansichten des Konfuzianismus, die ja dem staatlichen Zusammenhalt zugrunde gelegt waren, vertrat und verbreitete, zeigt er sich in den Gedichten seiner Mußzeit als feine empfindender Poet und Lebemann im Sinne der vornehmen Welt jener Tage^c. Allmählich aber gewann diese schöne, durch anmutige Empfindsamkeit verklärte Welt der dichterischen Ergüsse mehr und mehr Einfluß auf die Gemüter. Sie stahl sich durch ihren Zauber in die Herzen und saugte ihnen die Kraft aus. Die wunderbare Schwermut erweichte mit ihrer Schönheit den Widerstandswillen der Führenden. Sie wandte ihr Sinnen

^a Ebd. S. 640.

^b Viele der anscheinend so lustigen Trinklieder und die Schilderungen froher ländlicher Idylle stehen nicht im Gegensatz zu dieser Aussage. Im Rausch des Weines und in romantisch geschauter, ländlicher Einsamkeit sucht man den rauen Anforderungen des Alltags zu entgehen. Andererseits wäre natürlich erst noch genauer zu untersuchen, inwiefern wirklich die Zeitstimmung in den Gedichten ihren Niederschlag findet. Meine Ausführungen würde eine solche Untersuchung zu sehr belasten. Ich stütze mich daher auf das, was Dscheng Dschen-do über die Entwicklung des Tsī in der Sung-Zeit dargelegt hat.

^c Vgl. dazu Dschung-guo-wen-hüo-schi von Dscheng Dschen-do, S. 630. Der Verfasser gibt über Ou-yang Siu⁷⁶ etwa folgende Ausführungen: Wir begegnen ihm in seinen vermischten Schriften als einem korrekten, nüchternen Gelehrten ohne Gefühlsbetonungen, aus seinen Fünf- und Sieben-Wort-Gedichten⁷⁷ könne man nur schwer ersehen, ein wie empfindungsreicher Liederdichter er sei. Aber in seinen Tsī, da lasse er unversehens die Maske des Neukonfuzianertums⁷⁸ fallen, und jeder Hülle bar liege sein Leben als Sänger und Dichter vor uns.

und Gedenken nach innen und zog ihren Blick von der rauhen Wirklichkeit verhängnisvoller, politischer Ereignisse ab, in denen sich das Schicksal des Landes ankündigte. Wie all die schönen Frauen, die mit zu den Requisiten dieser Kunst gehören, wirkte sie entnervend auf die Männer, die sich von ihrem Anblick nicht mehr losreißen konnten. Gerade die Besten und die Höchststehenden mußten ihr am ersten erliegen, da ihre Bildung sie am meisten zur Aufnahme dieses schönen Giftes befähigte. Der Kaiser Hui dsung, der diesem Daseinsgefühl den malerischen Ausdruck gab, war ihr ganz und gar verfallen, in ihm kam die künstlerisch-sentimentale Veranlagung der Herrscherfamilie voll zum Ausbruch. Er wurde samt seinem Vater den Landesfeinden als Gefangener ausgeliefert. Zu einem erfolgreichen Widerstand, zu dem anfangs alle Voraussetzungen gegeben waren, hat er sich nie aufrufen können. Dafür hat unter seiner Regierung der kulturelle Hochstand des Landes einen gewaltigen Aufschwung erlebt.

Natürlich kann man nicht sagen, daß diese besondere Form der Dichtung die eigentliche Schuld am Niedergang des Sung-Reiches trage, aber sie half dazu. Sie lullte ein, wo es besser gewesen wäre, aufzurütteln. Sie lähmte den Existenzwillen dadurch, daß sie die Auflösung, mit schwermütiger Schönheit umkleidet, in die Herzen einschmeichelte. So wurde sie zur Begleitmusik des Verfalls und gab dem Untergang den Schimmer kultureller Verfeinerung. Mit ihrer ästhetisch vertieften und die starren Schranken auflösenden Weltauffassung war sie der heimliche Verrat in den Herzen der Besten und Führenden.

Die sichtbare Zusammenfassung aller Gruppen und Strömungen in dem weiten Lande war nun die Person des Kaisers. In ihm war die gesamte konfuzianische Welt- und Gesellschaftsorganisation in einem Punkte vereinigt. Er war die Stelle in der Menschheit, an der sie mit einer metaphysischen Ordnung in Berührung kam, die für das Diesseits in jeder Hinsicht vorbildlich war. Ihm lag in erster Linie die Pflicht ob, alle heterogenen Kräfte und Strömungen des Landes zur Einheit zu verbinden und durch seinen persönlichen fehlerfreien Lebenswandel das Gleichgewicht im Walten der sozialen und natürlichen Mächte aufrechtzuerhalten.

Man gewinnt eigentlich von den Herrschern des Sung-Reiches den Eindruck, daß ihnen von Anfang an bewußt oder unbewußt ein Staatsideal vorschwebte, das nicht auf die brutale Macht der Staatsorgane mit allen ihren Ausläufern im Volkskörper gegründet war, sondern auf die verstehende Zu- und Übereinstimmung sämtlicher Stände und Kreise mit den Verwaltungsprinzipien, in denen alle ihren gemeinsamen Vorteil erkennen sollten. Der alte Gedanke des allen zu Nutze bestgeordneten Universalstaates, durch den das Chinesentum in seiner klassischen Periode sich in die Reihe der großen Kulturvölker erhoben hat, war in der Familie Dschau⁷⁹, die mit Tai dsu Kuang-yin⁸⁰ die Weiterführung der Dynastientradition übernommen hatte, lebendig.

Dschau Kuang-yin, der erste Kaiser des Sung-Reiches, war gewissermaßen durch Akklamation auf dem Schlachtfelde vor dem Feinde zum Kaiser gewählt worden. Daraus jedenfalls leitete er die Überzeugung ab, daß die von ihm

begründete Dynastie vom Himmel gewollt sei, und war von seiner im Weltplan festgelegten Berufung tiefinnerst durchdrungen. Er liebte es, sich in Verkleidung unter das Volk zu begeben^a, um persönlich die Stimmung für und wider die Regierung zu erkunden. Von einem Begleiter auf die kurz nach der Regierungsübernahme noch unruhige Lage und das Gefährliche solcher Unternehmungen aufmerksam gemacht, entgegnete er: „Der Erhebung zu Kaisern und Königen liegt ganz von selber eine Sendung des Himmels zugrunde. Es kann niemand etwas dazu helfen und niemand etwas daran hindern. Und wenn andere die Leute mit großen Ohren (die nach chinesischer Ansicht zu großen Dingen berufen und deshalb sehr gefährlich sind) haben töten lassen, so würden sie mir, wenn sie ständig um mich wären, auch nicht schaden. Wenn einer mit Fug und Recht zum Herrn der Welt geworden, ist er gegen alle Anschläge gefeit^b.“

Von diesem Standpunkt aus, daß die Dynastie von einem metaphysischen Willen getragen sei, der auch von seinen Nachfolgern übernommen wurde, ist es jedenfalls zu verstehen, daß dem Kaiser von vornherein weniger daran lag, als Repräsentant eines Machtsystems zu herrschen, als dadurch, daß er das Volk in weitestem Umfange von der Echtheit und Schicksalsgewolltheit seiner Berufung überzeugte, die inneren, religiösen Kräfte auf sich zu vereinigen, um auf einer allgemeinen ideellen Basis des Weltanschaulichen das Staatsgefüge im Volke zu verankern. Vom ersten Jahre seiner Regierung an war er bemüht, die konfuzianischen Studien anzuregen und zu ermutigen. Er vermehrte die Tempel und pflegte auch eigenhändig zu den Bildern der früheren Heiligen und Weisen lobende Begleitgedichte zu verfassen^c. Auf seinen häufigen Inspektionsreisen spornte er die literarische Betätigung der Beamten durch Beweise seiner Gnade an. Gelegentlich äußerte er, es sei sein Wunsch, daß sowohl die Zivil- als auch die Militärbeamten die Literatur studieren sollten, um sich über die richtige Methode zur Verwaltung des Reiches zu informieren. So lernte man im Volke wieder den Wert der Wissenschaft schätzen^d. Er hielt an den alten Bräuchen fest und brachte den Konfuziusdienst wieder in Ordnung. Neuerungen, wie zum Beispiel die Feuerbestattung^e, ließ er verbieten.

Um möglichst weite Kreise zur Anteilnahme an diesen Bildungsbestrebungen zu erziehen, sorgten die Nachfolger des Tai dsu für ein weit ausgebautes Provinzialschulwesen, das überhaupt in der damaligen Zeit seine höchste Entwicklung gehabt haben soll. Damals wurden auch zum erstenmal im Lande Bibliotheken eingerichtet, in denen die Gelehrten der Provinzstädte an ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung arbeiten konnten^e.

Es scheint teilweise charakteristisch für die innerpolitische Linie der Sung-Kaiser, daß sie in Überschätzung der Volksstimmung ständig bemüht waren,

^a Eine Gewohnheit, die vor ihm bereits der Han-Kaiser Wu di⁸¹ (140—87 v. Chr.) hatte und der nach ihm der Sung-Kaiser Hui dsung ebenfalls folgte.

^b Vgl. Tung-giën-gang-mu, Sung Tai dsu, Giën lung⁸², 2tes Jahr, fol. 5r.

^c Sung-hüo⁸³ von Gia Fong-dschen⁸⁴, S. 1.

^d Tung-giën-gang-mu, Sung Tai dsu, Giën lung. 3. Jahr, fol. 7r.

^e Vgl. Dschung-hua-tung-schü von Dschang Kin, S. 1083.

die Zuneigung der Massen zu gewinnen. Kennzeichnend dafür sind die häufigen, allgemeinen Amnestieerlasse. Sie zeigten viel Verständnis für die Notlage des Volkes, und als im 5. Jahre der Regierung Schun hua⁸⁵ große Hungerunruhen waren, belobte der Kaiser Tai dsung⁸⁶ alle jene Beamten, denen es gelungen war, ohne Blutvergießen der Unruhen Herr zu werden. Er äußerte dazu, daß das niedere Volk nur wegen der Hungersnot die Speicher geplündert habe, um sein Leben zu fristen, und deshalb nicht mit Räubern und Rebellen auf eine Stufe zu stellen sei^a.

Persönlich waren die Kaiser vielfach von hoher, sozialer Gesinnung erfüllt. So ließ zum Beispiel der Kaiser Jen³⁰ dsung anlässlich einer großen Seuche in der Hauptstadt aus den Sammlungen im Palast zwei Rhinozeroshörner herausgeben, damit in der Hofapotheke eine Medizin zur Heilung der Kranken im Volke daraus bereitet würde. Eines davon war jedoch besonders zauberkräftig, da sein Gebrauch in den Stand setzte, sich unbeschadet wie ein Fisch im Wasser zu bewegen. Als ihn einige vom Gefolge darauf aufmerksam machten und baten, es aufzubewahren, entgegnete ihnen der Kaiser, daß er es für unrecht halte, eine Rarität so hoch und das Volk so niedrig einzuschätzen, und ließ es zerschlagen und mitverarbeiten^b.

Zwischen den Kaiser und das Volk aber schaltete sich eine Schar von hohen Beamten und Ratgebern ein, die ihn durch die strengen Regeln des Zeremoniells mit einer Isolierschicht umgaben. Wollte er einen persönlichen Eindruck von den Zuständen im Volke gewinnen, so mußte er schon, wie dies der erste Kaiser Tai dsu und der letzte des Nord-Sung-Reiches ja auch taten, zu dem Ausweg greifen, sich heimlich in Verkleidung unter die Leute zu begeben. Die Maßnahmen zum Wohle des Volkes, die vom Kaiser angeordnet wurden, mögen diesen Umständen zufolge häufig den Charakter sozialer Sentimentalitäten getragen haben, da sie durch keine praktische Kenntnis der wirklichen Lage, sondern nur von dem Wunsche diktiert waren, seinen Untertanen als gnädiger und wohlwollender Landesvater zu erscheinen.

Unter dem Kaiser Schen dsung³⁷ kam überdies noch eine Parteispaltung in diesen Hofklüngel dazu, unter dem die Intrigen und Anfeindungen von da an nicht mehr abrissen. Dieser Kaiser war ein Mann von großer Energie, und es scheint das Ziel seiner Regierung gewesen zu sein, das Reich zu einer starken Militärmacht auszubauen, um Ehre und Sicherheit des Landes gegen die Feinde im Norden zu schützen. Seinen Plänen kamen die Reformvorschläge des Wang An-schī, den man sich wohl ebenfalls als Mann von großer Kühnheit und Genialität vorstellen muß, sehr entgegen. Sie bezweckten im großen ganzen eine raschere Entwicklung und Ausnutzung der wirtschaftlichen Kräfte sowie eine größere militärische Ertüchtigung des Volkes.

Nicht so sehr seine neuen Gesetze und Maßnahmen scheinen den Sturz dieses genialen Reformators heraufgeführt zu haben, wie seine allzu frei geäußerten Ansichten, die, einem rational-aufgeklärten Geiste entsprechend, an die

^a Tung-giën-gang-mu. Sung Tai dsung. Schun hua 5. Jahr, fol. 21r.

^b Tung-giën-gang-mu. Sung Jen dsung. Dschī ho⁸⁷, 2. Jahr, fol. 12a.

wichtigsten Dogmen der metaphysischen Grundlagen des gesamten Aufbaues der Monarchie rührten. So, wenn er dem Kaiser, der gerade im Begriff steht, wegen einiger Naturkatastrophen Hoftrauer anzuordnen, erklärt, daß unglückliche und sonderbare Geschehnisse in der natürlichen Ordnung des Himmels begründet seien und mit Erfolg und Mißerfolg in den Angelegenheiten der Menschen nicht in Verbindung gebracht werden könnten. Wie eine derartige Äußerung auf die gläubigen, konfuzianischen Beamten wirkte, geht aus den Worten des Fu Bi⁸⁸ hervor, der, als ihm dies hinterbracht wurde, sagte: „Was der Herrscher fürchten soll, das ist der Himmel. Wenn er nicht einmal mehr den Himmel zu fürchten hätte, gäbe es für seine Handlungen ja gar keine Schranke mehr. Gewiß will sich da ein verworfener Kerl hereindrängen und die Gesinnung oben erschüttern^a.“ Sehr bezeichnend bildet deshalb auch eine lang anhaltende Trockenheit den Auftakt zum Sturze des Wang An-schü. Obgleich er wiederum die Ansicht vertrat, daß Flut und Dürre auch zu Zeiten der Musterkaiser Yau und Tang⁹⁰ vorgekommen seien und man solchen Katastrophen lieber durch entsprechende Maßnahmen entgegenwirken solle, kam der Kaiser in seinen Gewissenskonflikten nicht mehr zur Ruhe. Die Trockenheit hielt an, und die Züge der Hungernden versperreten die Straßen; erst als man sich zur Abschaffung einiger der neuen Gesetze entschloß, kamen plötzlich Regenfälle. Da es gerade der vierte Sommermonat war, wären sie wegen der einsetzenden Regenzeit eigentlich dem natürlichen Verlauf nach zu erwarten gewesen. Eine eigengesetzliche, nicht mit den menschlichen Angelegenheiten verknüpfte Auffassung solcher Ereignisse lag jedoch dem Geiste jener Zeit durchaus fern, und so war auf Grund dieser Geschehnisse der Sturz des Reformators nicht mehr aufzuhalten. Wenn man wohl auch annehmen muß, daß viele der Maßnahmen Wang An-schüs angelernter Schreibtischweisheit entsprangen und sich in der Praxis nicht gut bewähren konnten, so ist doch andererseits jedenfalls sein Scheitern darauf zurückzuführen, daß der Kaiser und die ganze damalige Zeit nicht für einen Standpunkt reif waren, der den Menschen aus dem Zusammenhang der Natur heraus einzig auf sich und seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten stellte. Diese heroische Haltung paßte nicht zu Auffassungen, nach denen es sich nur darum handelte, den Zusammenhang zwischen Himmel und Mensch nicht abreißen zu lassen und in der Menschheit die natürliche Ordnung des Himmels aufrechtzuerhalten oder sich der großen Bahn des Alls einzuordnen. Das soziale Gefüge des Sung-Reiches war nicht auf den schöpferischen Geist der Persönlichkeit gestellt, sondern auf eine Ordnung, die vom Menschen nur das Innehalten bestimmter Regeln verlangte.

Die Bedeutung des Kaisers lag darum auch weniger in seinen persönlichen Eigenschaften als in dem Symbolhaften seiner Stellung. Durch den Platz, den er innehatte, war er der gewöhnlichen Menschheit entrückt. Nicht seine persönlichen Entschlüsse, sondern sein im Sinne des Konfuzianismus korrekter Wandel war ausschlaggebend für das Wohl des Landes. Er hatte die Pflicht,

^a Tung-giën-gang-mu. Sung Schen dsung. Hi ning⁸⁹, 2. Jahr, fol. 8r.

seine Persönlichkeit den starren Formen und dogmatischen Formeln seiner Stellung unterzuordnen. In dieser Hinsicht wurde sein Leben vom Stabe der Beamten peinlich überwacht und deren Lob und Tadel ausgesetzt.

So war der Kaiser durch seine Stellung der Berührung mit gewöhnlichen Sterblichen entzogen und isoliert. Er war die Schaufigur des universalen, konfuzianischen Staatsgedankens. Man bekommt den Eindruck, daß in dem Verhältnis von Schen dsung und Wang An-schī sich die Tragödie einer persönlichen Freundschaft des Kaisers vor uns abspielt, einer menschlichen, persönlichen Zuneigung des Herrschers, die der strengen, zeremoniellen Auffassung jener Zeit durchaus nicht entsprach.

Man kann sich leicht vorstellen, wie Männer mit ausgeprägtem Persönlichkeitsbewußtsein, die durch das Schicksal auf den Thron gekommen waren, unter solchen Zuständen gelitten haben mögen. Es ist zu verstehen, wie allmählich das passive, dauistische Weltgefühl der chinesischen Rasse und die oben beschriebene Stimmung der Tsī von ihnen Besitz ergriff. Der letzte Kaiser, Hui dsung, eine feinsinnige, hochbegabte Künstlernatur und berühmter Maler, spann sich, nachdem er anfänglich versucht hatte, tatkräftig in das Regierungsgetriebe einzugreifen, angewidert durch das Parteigezänk und die Intrigenwirtschaft^a am Hofe, ganz in seine poesieerfüllte Privatwelt ein. Man kann sich denken, wie das spießbürgerliche moralisierende Konfuzianertum auf seinen empfindsamen Geschmack abstoßend wirken mochte.

Die frohe Tatkraft, mit der Kuang yin seinerzeit als erster Kaiser die Dynastie der Sung begründet hatte, erlosch rasch und nur ab und zu aufflackernd in seinen Nachfolgern. Sie verzehrte sich in der dünnen Luft am Hofe, in der Reibung mit dem von Dogmen unterbauten Zeremoniell und in dem Hin und Her der Höflingscliquen. Nur im Anfang war der Kaiser der erste und oberste Träger des Existenzwillens des Staates. Als sich unter seinen Nachfolgern, wohl nicht ohne den Einfluß der offenen und heimlichen Kritik der strengen Dogmenwächter, Müdigkeit und Resignation ausbreitete, ging dieser Existenzwille auf die Beamtschaft über, die von da an das Rückgrat des Staatskörpers bildet. In ihr entwickelte sich der Abwehrwille gegen all die auflösenden Kräfte im Lande.

Die Beamtschaft des Sung-Reiches stellt die geistige Auslese des Landes dar. Sie wurde in einem strengen und langwierigen Prüfungssystem ausgesiebt und empfing eine sorgfältige Ausbildung, besonders in den Hochschulen der Hauptstadt. Dort gab es neben der Universität besondere Fakultäten für Gesetzeskunde und Theologie, denen der Kaiser Hui dsung noch solche für Mathematik und Dau-Lehre hinzufügte. Der Ausbildungsgang geschah in drei Stufen. Der Aufstieg von einer Stufe zur nächsten erfolgte auf Grund von Examina. In die Anfangsstufe wurden zuerst siebenhundert Schüler aufgenommen, von denen nur hundert die dritte und höchste erreichten. Unter Wang An-schī wurde die Zulassung zum ersten Grad auf zweitausend erhöht^b.

^a Vgl. Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1005.

^b Vgl. Dschung-hua-tung-schī von Dschang Kin, S. 1083.

Die Schulung der Beamtenschaft erstreckte sich vor allem auf die Gesinnung. Man war bemüht, sie so stark wie möglich mit dem klassischen Geiste des Konfuzianismus zu durchdringen, und vertraute darauf, daß der Einzelne auf Grund dieser Persönlichkeitsformung sein Amt im rechten Sinne ausfüllen werde, auch ohne daß ihm jeder seiner Schritte durch besondere Richtlinien vorgeschrieben war. Innerlich wurde die so durchgebildete Beamtenschaft von einem bis zum Dünkel entwickelten Standesbewußtsein zusammengehalten^a. Dieser Zusammenhalt wurde außerdem noch durch gegenseitige Verschwägerung der Beamtenfamilien gefördert. Die jungen Beamten schämten sich, unter ihrem Stand zu heiraten. So entwickelte sich allmählich eine fest zusammenhängende Gruppe im Volke, die es wie ein Netz umspannte und zusammenhielt. Diese Schicht der Beamtenschaft war es, die, weil mit ihrer Existenz an ihn geknüpft, in erster Linie um die Erhaltung des Staates bemüht war. Sie wachte über den regelrechten Ablauf der Verwaltungsgeschäfte, die Ruhe und Ordnung unter den Untertanen und den korrekten Lebenswandel der Kaiser. In ihr fand sich endlich jene Schar zusammen, die sich dem geistigen Zerfall und dem Eindringen staatsgefährlichen Ideengutes entgegenstemmte, indem sie die gedanklichen Grundlagen des Konfuzianismus den Forderungen, Einflüssen und Strömungen der damaligen Zeit entsprechend neu auszuarbeiten versuchte. Eine der knappsten, aber wuchtigsten Äußerungen dieser Gruppe ist z. B. das Si-ming⁹², die Westinschrift, des Beamten und neukonfuzianischen Gelehrten Dschang Dsai.

Damit haben wir in aller Kürze die wichtigsten Gruppen der Sung-Gesellschaft skizziert und einige Streiflichter über die zersetzenden und erhaltenden Kräfte des damaligen China geworfen.

Vgl. dazu z. B. manche der Geschichten im Gin-gu-ki-guan⁹¹.

